



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., C.: Friedrich List. 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verfahrenen Wagen unsers höhern Schulwesens wieder auf den rechten Weg zu bringen. Dann wird an Stelle des unseligen häuslichen Haders, der mitunter dem Feinde aller wahren und gründlichen Bildung, dem Dilettantismus, das Heft der Entscheidung in die Hand zu spielen drohte, ein neidloser Wettbewerb der verschiedenen Schulen treten können, ein ehrlicher erspriesslicher Lauf, zwar auf verschiedenen Wegen, aber nach gleichen oder doch gleichwertigen Zielen. Geschieht das, so gehn bis zur nächsten Schulreform hoffentlich nicht zehn, sondern mindestens zwanzig Jahre ins Land! Denn auch das Unterrichtswesen als Ganzes bedarf dessen, was heute mehr als je aller Jugendberziehung und Jugendbildung not thut: Ruhe zur Reife. Im Gegensatz zu den Reformern, die die Lehrpläne unsrer Schulen nach dem Grundsatz zurecht stutzen möchten, daß die Jugend das Erlernte so schnell wie möglich praktisch verwenden könne, und daß alles andre eigentlich ein altfränkischer Ballast sei, spiegelt sich uns die Aufgabe und die Wirkung einer gesunden Erziehung in dem Bilde der Thalsperre, in der sich die jungen Wasser sammeln und klären, sodaß sie das ganze Jahr, auch in den Monaten der Dürre, vorhalten und nicht gleich im Frühling verrinnen.



Friedrich List

3



enn ich mich nun zur Beantwortung der am Schluß des ersten Artikels aufgeworfenen Frage wende, ob unser gegenwärtiger Zustand dem Ideale Lists entspricht, und was weiter werden soll, so verpflichte ich mich eigentlich, Gegenwart und Zukunft unsrer Volkswirtschaft darzustellen. Da das auf zehn Seiten nicht möglich ist, so muß ich mich darauf beschränken, die Themata aufzuzählen, die ausgeführt werden müßten. Ausgeführt sind sie ja übrigens schon tausendfach, und werden noch täglich ausgeführt, wobei freilich noch zweifelhaft bleibt, ob durch all die Rederei und Schreiberei die Sache den Maßgebenden klarer oder dunkler wird.

Zunächst: reicher sind wir durch die Industrie geworden, daran ist kein Zweifel. Die moderne Technik erzeugt automatisch Reichtum, denn sie macht die Arbeit von Tag zu Tag produktiver, und die wachsende Produktenfülle bedeutet eben wachsenden Reichtum. Es fragt sich nur, ob die Verteilung des Reichtums und die von der Verteilung abhängige Produktion gesund genannt werden kann, ob nicht die allzu ungleiche Verteilung bewirkt, daß von den überflüssigen Gütern zu viel, von den notwendigen zu wenig produziert wird, und daß die von oben her verbreiteten Luxusmoden unverständige Formen des Konsums erzeugen, die auf die Produktion zurückwirkend diese noch unzweckmäßiger machen, als sie so schon sein würde. Das führt in drei heute wohl angebaute Gedankentreise, die List fremd waren: den der Sozialisten und des

Kobbertus, den der Moralisten, die gegen Luxus und naturwidrige Lebensgewohnheiten predigen (List war ein warmer Lobredner des Luxus), und den der Ästhetiker vom Schlage Ruskins, die finden, daß der Industrialismus das Leben täglich häßlicher mache.

Vollkommen recht hatte List mit der Ansicht, daß die Entwicklung der Industrie niemand mehr zu gute kommen werde als den Landwirten, und vollkommen richtig beschreibt er die Harmonie zwischen Industrie und Landwirtschaft. Im reinen Agrarstaat giebt es keine Grundrente, und die Bauern bleiben arm. Jede Mißernte macht sie geradezu elend. Das sehen wir ja im großen an Rußland — das italienische Bauernelend entspringt andern Ursachen —, obwohl da natürlich noch so manches, wie geographische Verhältnisse, Volkscharakter, Religion, Staatsverfassung, mit einwirkt. Der Bauer des Agrarstaats bezieht bloß Arbeitslohn, und zwar in natura: in dem Brot, das er ißt, und in den Schaffellen oder der Schafswolle, in die er sich kleidet. Natürlich erzeugt er nicht mehr, als er für sich und seine Familie braucht. Hat dagegen der Bauer Gewerbetreibende in der Nähe, mit denen er in Tauschverkehr treten kann, so erzeugt er mehr und wird reicher. Der Reichtum besteht eben in den Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, die ihm das Gewerbe liefert. Anfänglich verursacht ihm die Mehrproduktion mehr Arbeit, was ein Glück für ihn ist, da sie ihn der Faulheit und dem Stumpfsinn entreißt, später aber vermehrt sie sogar seine Mühe, da er Geld hat, Arbeiter zu bezahlen, und da sein rationeller Betrieb mit derselben Menge Arbeit eine größere Produktenmenge erzielt; erhöhte Bildung aber befähigt ihn, seine Mühe nützlich anzuwenden. Verkauft er dann sein Gut, so erhält er für dessen ursprünglich wertlosen Boden einen Preis, der ihm erlaubt, als Rentner zu leben. List hat es also mit Recht als ein Glück gepriesen, wenn sich in einem Agrarstaat 200 000 von einer Million Bauern in Handwerker und Industriearbeiter verwandeln. Und die Rente, die das Gewerbe den Landwirten zahlt, ist keineswegs ein ihm auferlegter Tribut. Der Gewerbetreibende lebt im Anfange des Prozesses weit behaglicher, als er als verkümmerter Bauer leben würde. Die steigende Rente bedeutet steigendes Nationaleinkommen, denn sie wird erzeugt durch eine immer größere Menge immer besserer und feinerer landwirtschaftlicher Produkte. Aber — das ist der Umstand, an den List nicht gedacht hat und nicht zu denken brauchte — auch der Rentenbaum wächst nicht in den Himmel. Zunächst: es tritt ein Zeitpunkt ein, von wo ab das Wachstum der Rente keinen Zuwachs an Volkseinkommen mehr bedeutet.

Als die Steigerung der Grundrente in Deutschland in den dreißiger Jahren begann, konnte man sie noch ausschließlich den Fortschritten der Landwirtschaft und dem Wachstum der industriellen Bevölkerung verdanken, aber die lebhafteste Aufwärtsbewegung in den vierziger und fünfziger Jahren wurde nicht durch die Zunahme der Produktenmenge bewirkt, sondern im Gegenteil durch das Steigen der Getreidepreise infolge mehrerer schlechter Ernten bei beständiger Vermehrung der industriellen Bevölkerung. Die steigende Grundrente bereicherte also den einen Teil, während der andre Not litt. Die Not wuchs anfangs in mehreren Gegenden Deutschlands zur wirklichen Hungersnot, bis der Fortschritt der Industrie die Arbeitereinkommen soweit erhöhte, daß sie die Lebensmittelpreise erschwingen konnten. Und neben der landwirtschaftlichen Grundrente entsteht durch das Wachstum der Industrie die städtische. Diese bedeutet aber niemals und in keinem Sinne eine Vermehrung des Volkseinkommens, sondern im Gegenteil eine Verminderung. Wahrscheinlich zählen die Statistiker den städtischen Bodenwert zu den Bestandteilen des Nationalver-

mögens. Das ist gerade so, wie wenn die vier Milliarden Mark, die der Burenkrieg England vorläufig kostet, als eine Vermehrung des englischen Nationalvermögens aufgefaßt würden in dem Falle, daß es ausschließlich englische Kapitalisten sind, die die neuen Anleihe-scheine kaufen. Die großstädtische Bodenrente bedeutet weiter nichts, als daß es dem größern Teil der Einwohner-schaft an Luft, Licht und Ellbogenraum fehlt, und daß er seine Kultur-, Nahrungs- und sonstigen Bedürfnisse aufs äußerste einschränken muß, wenn er sich den kleinen, oft dunkeln und ungesunden Raum sichern will, wo ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse erlaubt ist. Das übrige mögen die Bodenbesitzreformer und die Wohnungspolitiker sagen. *)

Das Steigen der ländlichen Grundrente hat nun aber, soweit es aus dem Steigen der Nahrungsmittelpreise entspringt, noch andre Folgen. Da die ärmere Bevölkerung nicht Lust hat, zu verhungern, so wandert ein Teil aus und erschließt überseeische Gebiete der Kultur. Diese liefern den alten Ländern Getreide und stürzen deren Getreidepreis und Grundrente. Die Agrarfrage entsteht. Daß Deutschland ein Getreide einführendes Land werden würde, hat List vorausgesehen, aber als einen Fortschritt gewünscht. Er hat gemeint, die Landwirte werden sich mehr und mehr auf die Versorgung der unter ihnen wohnenden zahlreichen städtischen und Industriebevölkerung mit feinem und teuren Produkten: Fleisch, Milch, Butter, Geflügel, Eiern, Gemüse, Obst usw. verlegen, wobei ja, wie auch Rodbertus sagt, die Landwirtschaft blüht, und werden die Versorgung der Masse mit Brottorn und Kartoffeln den neuen Ländern überlassen; wirft doch ein Morgen Gemüse-, Obst- und Blumenland in der Nähe der Großstadt so viel Reinertrag ab wie hundert Morgen Kartoffelacker in Hinterpommern. Ganz schön! Leider aber läßt sich der hinterpommersche Kartoffelacker nicht im Handumdrehn und ohne Geldkosten in Spargelbeete verwandeln, und geschähe es, so würden die städtischen Verzehr-er fehlen. Die Industrialisierung Deutschlands — auf das wir uns beschränken wollen — ist eben nicht so vor sich gegangen, wie sich List anfänglich dachte und wie sie Carey fordert, daß sich in oder neben jedes Dorf Gewerbetreibende setzen, die ihm seine Nahrungsmittel ohne Vermittlung von Händlern abnehmen und dafür Gewerbeerzeugnisse, namentlich Werkzeuge, unverteuert durch Transportkosten liefern; sondern die Industrie hat sich in einzelnen, von der Natur und durch die geschichtliche Entwicklung begünstigten Gegenden und Städten konzentriert und dem nordöstlichen Flügel des heutigen Reichs bis auf einige Dafen das bißchen Gewerbe, das er früher gehabt hat, vollends entzogen, ja sie droht ihm seine Bevölkerung zu entziehen. Die Landflucht soll hier nicht noch einmal breit getreten, es soll nur daran erinnert werden, daß Großstadt und Industriebezirk, wenn sie einmal da sind, eine verhängnisvolle Anziehungskraft auf die ländliche Bevölkerung ausüben. Ohne Zweifel giebt es entgegenwirkende Kräfte, aber die sind teils gar nicht, teils zu spät in Bewegung gesetzt worden.

*) Einer von diesen, Dr. von Mangoldt, referiert in Nr. 29 und 30 der Sozialen Praxis über das posthum erschienene Buch des verstorbenen Dr. Paul Voigt: Grundrente und Wohnungsfrage in Berlin und seinen Vororten. Wir erfahren daraus u. a. folgendes: Die Steigerung des Bodenwerts in den Berliner Vororten wird für die Zeit von 1887 bis 1896 auf eine Milliarde Mark berechnet. Davon kommen allein auf Charlottenburg 250 Millionen. Jede hinzukommende Person hat den Charlottenburger Grundbesitzern 2500 Mark, jede sechsköpfige Familie in diesen zehn Jahren 15 000 Mark Kapitalzuwachs eingebracht. Die Milliarde ist teils wachsamem Grundstückspekulanten, teils armen Kartoffelbauern im Schlaf in die Tasche gefallen, einen Teil haben auch reiche Villenbesitzer eingestrichen, die in günstiger Lage wohnten. Bei einer Wohnungsmiete von 300 Mark kann man 100 Mark, bei einer von 1200 Mark 400 Mark als Tribut an den reich gewordenen Grundrentner berechnen.

Zu dem mancherlei, was ich bei andern Gelegenheiten darüber gesagt habe, füge ich noch eine Reminiscenz. Auf einem Rittergute in Niederschlesien — das ist etwa vierzig Jahre her — wurden gerade die Jagdhunde gefüttert, als einer meiner Bekannten über den Hof ging; er blieb ein Weilchen stehn, da sagte ihm ein Knecht: wenn unsereins wenigstens den Hundefraß kriegte, da wäre man schon glücklich. Auf demselben Gute — ich wohnte eine Stunde davon — hatte der Pfarrer eine schwerkranke Magd zu versorgen; er fand sie im Stalle zwischen zwei Kühen liegend; die andern Mägde hatten sie dahin gebracht, weil es im Gesindehause kein für einen Kranken geeignetes warmes Plätzchen gab. Natürlich ist es nicht überall so zugegangen, aber diese Behandlung kann auch nicht seltne Ausnahme gewesen sein, sonst hätte ein Mann wie Herr K. in F. überhaupt keine Arbeiter bekommen. Um auf solche Leute zu wirken, brauchte der industrielle Tagelohn noch gar nicht die Höhe von drei Mark zu erreichen. Ist nun aber eine solche Volksbewegung einmal im Gang, so ergreift sie auch solche, die gar keinen vernünftigen Grund haben, ihr zu folgen; es wird eine Epidemie und eine Mode daraus, die weiter herrscht, wenn sich auch die Arbeitsbedingungen auf dem Lande noch so sehr gebessert haben. Und die Mode verdirbt den natürlichen gesunden Geschmack, oder bewirkt wenigstens, daß man sich seiner schämt, wenn man ihn noch hat. Die Uniform des Straßenbahnschaffners sieht feiner aus als die Jacke des Ackerknechts. Darum verzichtet dieser darauf, mit zwei schmucken Braunen kräftig duftende Schollen aufzuwerfen und schöne gerade Furchen zu ziehen, dann heimzureiten und behaglich seinen Feierabend und seinen Sonntag zu genießen, was alles für einen gesunden Kerl Hochgenuß ist, und stellt sich lieber Tag für Tag zwölf bis sechzehn Stunden auf den elektrischen Straßenbahnwagen, was ein Hundevergnügen sein muß. So machen es sogar die Söhne wohlhabender Bauern. „Unsre Kinder könnten es besser haben, nun sie haben es nicht anders gewollt,“ sagte vor einiger Zeit eine Bäuerin, von der zwei Söhne in einer Residenz zur Elektrischen gegangen waren. Und ein anderer Esel läuft von der grünen Wiese in die Glashütte, wo er sich bei lebendigem Leibe braten, oder in der Schleiferei durch Staub und Luftmangel bei schmalen Koft binnen zehn Jahren zum ausgemergelten Schwindsuchtkandidaten machen läßt. Was läßt sich gegen diese Narrheit thun? Schule und Kirche scheinen machtlos zu sein. Ich wünsche Sohnreys Bestrebungen den besten Erfolg; aber wenn sich einmal der Sinn für die gesunden Einrichtungen des Landmanns in der freien Natur verloren hat, wenn der Mann es nicht mehr empfindet, daß das Glück, täglich auf grüner Flur reine Luft atmen und sich mit erfreulichen und schönen Gegenständen beschäftigen zu dürfen, alle Tingeltangel der Großstadt und alle Kinderlitzchen der großstädtischen Arbeiterwohnung und Kleidung an Wert weit überwiegt — wenn ihm diese Empfindung einmal abhanden gekommen ist, dann wird sie sich schwerlich neu erzeugen lassen.

Darin liegt nun zweifellos eine Gefahr für die Volksgesundheit, die ja unzähligemal ausgemalt worden ist. Ich will nur an dreierlei erinnern. Die Landleute sind sicherlich keine Engel und vor allem keine unsinnlichen Wesen. Aber die ländlichen Verhältnisse bringen es mit sich, daß sich die Ausschreitungen innerhalb gewisser Grenzen halten und weder das Familienleben noch die Volksvermehrung gefährden. Dagegen müßte es wunderbar zugehn, wenn bei der großstädtischen Schlafstellen- und Spelunkenwirtschaft und der Zusammendrängung von leidlich anständigen Leuten mit kriminellen Geschöpfen auf einen engen Raum die Jugend der ärmern Klassen nicht Futter für Sternberge würde. Dann erwäge man folgendes. Eine Umfrage in den Berliner Schulen hat

ergeben, daß von den befragten über sechs Jahre alten Kindern 70 Prozent keinen Sonnenauf- oder Untergang, 75 keinen lebenden Hasen, 64 kein Eichhörnchen, 53 keine Schnecke, 59 kein Ahrenfeld gesehen, 82 noch nie eine Lerche gehört hatten. Sind das noch Menschen? Mehr als ein Seelenkrüppel kann ja der ärmere Mensch in der Großstadt bei seiner Gebundenheit und Umschränktheit, bei der Unmöglichkeit, auch nur das kleinste Stückchen Natur beobachten und beherrschen zu können, überhaupt nicht sein. Und von der Großstadt wende man den Blick auf die Buren. Den Burenkrieg scheint die Vorsehung gerade zur rechten Zeit zur Belehrung der Völker arrangiert zu haben. Daß ein Bur drei Engländer aufwiege, davon hat sich die Welt gleich in den ersten Wochen des Kriegs überzeugt. Aber wie viel Familien — wenn diese Bezeichnung für die Kinderhecken Ostlondons erlaubt ist — des Lumpenproletariats müßte man auf die eine Waagschale legen, wenn auf der andern eine Burenfamilie läge? Hier hört die Berechtigung der quantitativen Messung auf; es handelt sich um qualitativ verschiedene Dinge; jede Großstadt beherbergt tausende von menschenähnlichen Wesen, die von Rechts wegen eigentlich gar nicht vorhanden sein sollten. Aber sehen wir auch von diesem Bestandteile der großstädtischen Bevölkerung ab, und nehmen wir die Großstadt als ein Ganzes: giebt es eine Stadt von 400 000 Einwohnern in Europa, die eine solche Zahl von Vollmenschen aufzuweisen hätte, wie das noch nicht 400 000 Köpfe zählende Burenvolk? Höchstes Gut sei die Persönlichkeit, wird heute mehr als sonst gepredigt, nun wohl, dort in Afrika haben wir ein Volk von lauter Persönlichkeiten: jeder rund für sich, ein kleiner König. Darf sich unser gewöhnlicher Großstadtbürger als gleichwertig neben einen solchen stellen? Im Gewimmel der Großstadt sinken alle, denen nicht höhere Stellung, höhere Bildung oder Reichtum die Mittel gewähren, ihre Persönlichkeit zu behaupten, zu Herdentieren und Nummern herab, und noch eine Stufe tiefer wimmelt das Menschenungeziefer. Nicht daß man den Buren in allem Recht geben müßte; sie haben so manches auf dem Kerbholze, und wenn, wie Eduard Bernstein in den Sozialistischen Monatsheften (Nr. 2 dieses Jahrgangs) sagt, der Bur es nicht leiden mag, daß man von seinem Hause aus den Schornstein eines andern Hauses rauchen sehen könne, so kann sich das, darin gebe ich dem Kritiker des Marxismus Recht, die Welt nicht gefallen lassen: die Menschheit wird zahlreicher, die Erde kleiner, und andre Leute wollen auch wohnen.

Überhaupt ist das Burenleben kein Ideal. Darin wird List für immer recht behalten, daß sich nur im Agrikultur-Manufaktur-Handelsstaat volles und höchstes Menschenleben entfaltet, weil nur er den Wurzelboden schafft für alle Zweige der höhern geistigen Kultur. Aber von diesen Zweigen gedeihen doch zwei: Religion und Volksfittlichkeit auch bei einem Bauernvolk, während die andern beiden, Kunst und Wissenschaft, allerdings städtisches Leben zur Voraussetzung haben, bei hoher Blüte aber nicht selten die andern beiden zerstören und damit das Dasein des Volks gefährden. Wie Überfeinerung auf die Sitten zerstörend einwirkt, ist allgemein bekannt. Was die Religion anbetrifft, so ist es nicht allein die von der Wissenschaft erzeugte Gewohnheit, zu zergliedern, zu kritisieren, zu zweifeln, was sie untergräbt, sondern auch die Loslösung des Städters von der Natur. Der Anblick des Sternenhimmels hat die Menschen von jeher mit religiösen Ahnungen und Schauern erfüllt. Der Städter sieht ihn nicht. Hat er auch vielleicht in einer breiten Straße oder auf einem breiten Platze ein Stück Himmel über sich — betrachtend stehn bleiben darf er nicht, wenn er nicht umgerannt oder verhaftet werden will.

Und der Landwirt ist mit dem Erfolg seiner Arbeit unmittelbar von der Natur abhängig, in der er Gott walten sieht, er bleibt gläubig und fromm, weil er Gott um seinen Segen bitten muß, ähnlich wie der Bergmann, der täglich Gottes Schutz vor bösen Wettern und vor Einstürzen braucht. Im städtischen Erwerbsleben und in der Politik (die jetzt freilich auch schon den alten Bauernsinn und Glauben verdorben hat) spürt nur der mit feinen Seelenfinnen Begabte Gottes Walten; der Größere vermag überall nur menschliche Willkür und menschliche Einrichtungen zu sehen; er wird deshalb, mag er die Sozialdemokratie auch noch so sehr hassen, seinem religiösen Empfinden und Denken nach Sozialist, indem er nichts mehr von Gott, alles von Menschenkraft und Menschenklugheit erwartet.

Mit der Erwähnung der Buren sind wir in die Politik geraten. Nicht das interessiert uns hier an dem südafrikanischen Kriege, welche der beiden Parteien Recht hat, und was der Ausgang für Verschiebungen der politischen Machtverhältnisse zur Folge haben wird, sondern die militärischen Leistungen der Buren, die auch nach Abrechnung dessen, was auf die Terrainvorteile kommt, noch wunderbar bleiben, sind das wichtige, und ihre ganze Haltung: daß sie lieber alle mit Weib und Kind zu Grunde gehn, als ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit, die unumschränkte Verfügung über ihren eignen Boden aufgeben wollen. Wäre so etwas bei einem Industrie- und Handelsvolke denkbar? Zwar das zweite ist schon vorgekommen, in dem letzten Verzweiflungskampfe der Karthager gegen die Römer, unter dessen Voraussetzungen allerdings die fanatische Anlage der Semiten nicht vergessen werden darf, aber für das erste, für militärische Tüchtigkeit eines Industrie- und Handelsvolks, wüßte ich kein Beispiel. Die Engländer sind ja auch heute noch tapfer, wenn sie in die Schlacht müssen, aber diesem Muß entziehen sie sich nach Kräften, der militärische Sinn ist ihnen abhanden gekommen. Im Mittelalter, als sie noch Bauern waren, waren sie die besten Soldaten Europas. Vorläufig wird man also den historischen Erfahrungssatz, daß das Bauernleben die für den Soldatenstand geeignetsten physischen und moralischen Eigenschaften erzeugt, nicht unbeachtet lassen dürfen, wenn auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß er später einmal durch andre Erfahrungen berichtigt wird.

Wenn die Industriearbeiter allesamt Bauarbeiter, Eisenarbeiter, Stein- und Erdarbeiter und Seelente wären, so würde ihre Abzweigung von der Landwirtschaft die Militärtüchtigkeit des Volks nicht wesentlich beeinträchtigen. Das ist aber doch nicht der Fall; es giebt eine Menge gesundheitschädlicher Industrien, und was schlimmer ist, ein bedeutender Prozentsatz der nichtbäuerlichen Bevölkerung verrichtet überhaupt keine nützliche Arbeit, was doch noch aus andern als militärischen Rücksichten bedauert werden muß. Gegen die Behauptung, daß es nicht genug Arbeit für alle arbeitsfähigen Menschen im deutschen Vaterlande gebe, wird ja von den maßgebendsten Seiten auf das entschiedenste protestiert, und statistische Beweise zu liefern bin ich nicht in der Lage, aber wenn ich an die Reklame- und Plakatindustrie denke und an all die neuen höchst überflüssigen Nähr- und Kräftigungsmittel auf il und in, die uns die Plakate anpreisen, an die Versicherungsagenten und Handelsreisenden, die einander die Thürflinke reichen, an die neuen Zeitungen und Zeitschriften, die illustrierten Preislisten und die Lotterieanzeigen, die meinen Papierkorb füllen, an die Briefträger, die bloß der Ansichtskarten, an die Bahnbeamten, die bloß der sonntäglichen Bierreisen wegen nötig sind, so sehe ich darin die Bestätigung meiner a priori gefaßten Überzeugung, daß es beim hohen Stande unsrer immer noch fortschreitenden Technik unmöglich ist, alle

nicht der Urproduktion dienenden Personen nützlich zu beschäftigen, wenn ihre Zahl größer wird, als die der Land- und Forstwirte, Bergleute und Fischer zusammengekommen. Statistischen Gegenbeweisen gegenüber mag unter anderem auch daran erinnert werden, daß die Schädlinge, deren im vorhergehenden noch gar nicht gedacht worden ist, unter falschen Bezeichnungen in die Volkszählungslisten kommen, die Einbrecher als Schlosser oder Arbeiter, die Dirnen als Nähterinnen, die Spekulant als Kaufleute usw. Wenn die überflüssigen und die schädlichen Erwerbsarten plötzlich aufhörten, so würden die Scharen der Arbeitslosen, die dann auftauchen müßten, die Behörden in keine kleine Verlegenheit versetzen.

Um uns über diese Verschiebung des wirtschaftlichen Gleichgewichts zu beruhigen und die Regierung den begehrlichen Agrariern gegenüber fest zu machen, rechnet man uns vor, wie sehr die Industrie der Landwirtschaft überlegen sei in der Schaffung von Werten und in der Steuerkraft. So z. B. berechnete die Frankfurter Zeitung kürzlich nach der deutschen Produktionsstatistik für 1897 den Verkaufswert der Erzeugnisse der hauptsächlichsten Industrien auf $9\frac{1}{4}$, den der Getreide- und Kartoffelernte auf $2\frac{2}{3}$ Milliarden Mark. Nun pfeife ich zwar auf alle Statistik, wenn ich weder den Statistiker als einen zuverlässigen Mann kenne noch in der Lage bin, die Urzahlen und ihre Entstehung zu prüfen, was einer, der nicht an der Quelle sitzt, fast niemals kann, aber ich finde die angegebenen Zahlen, auch wenn ich sie ungeprüft als richtig annehme, gar nicht überzeugend. Zunächst fehlen bei den landwirtschaftlichen Erzeugnissen Vieh und Viehprodukte, und deren Verkaufswert ist, wie dem Statistiker seine Frau aus ihrem Haushaltsbuche nachweisen kann, bedeutend größer, als die von Brotkorn und Kartoffeln; abgesehen von ganz proletarischen Familien machen diese zwei Posten überall den kleinern Teil, in wohlhabenden Familien nur einen sehr kleinen Teil des Nahrungsmittelbudgets aus. Und die Pferde, die nicht in die Wurst kommen, haben doch wohl auch einigen Wert.*) Dann sind Gemüse, Obst und Blumen zu rechnen, dann Tabak, Flachs, Hanf und die übrigen Handelsgewächse, dann das Holz und die übrigen Forstprodukte. Damit dürfte man wohl auf weit über zehn Milliarden kommen. Dann hat der Statistiker der Frankfurter Zeitung die Montanindustrie, die doch zur Urproduktion gehört, mit auf die Seite der Industrie gestellt. Dann ist für die Beurteilung der Nützlichkeit eines Gewerbes der Tauschwert seiner Produkte nicht das allein entscheidende. Die land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnisse haben alle ohne Ausnahme einen hohen Gebrauchswert, den ihnen kein Wandel des Wirtschaftslebens, der sozialen Verhältnisse und der Mode raubt, und gerade die wohlfeilsten sind sogar unentbehrlich; unter den Industrieerzeugnissen dagegen giebt es unzählige, denen, wie Damenhüten und Schmucksachen, Gewehren und Maschinen, ein Wandel der Mode, ein Fortschritt der Technik den halben oder den ganzen Tauschwert raubt. Ferner bedeuten eine Ernte und eine neue Generation von Zug- und Nutzvieh einen Bestandteil des Volkseinkommens, bei dem nichts oder nur wenig (bei Getreide die Ausfaat, d. h. heutzutage ein Zehntel bis höchstens ein Sechstel der Ernte) abzuziehen ist; bei den gewerblichen Erzeugnissen muß man den Rohstoff abziehen, wenn man ermitteln will, was davon reines Volkseinkommen ist, und der mag bei den gröbern Waren vielfach die Hälfte des Werts ausmachen; besonders fällt das ins Gewicht, wenn der Rohstoff vom Auslande bezogen wird.

*) Nachdem das schon geschrieben war, fand ich dankenswerte Angaben darüber im 17. Heft der Grenzboten, S. 159.

Endlich handelt es sich gar nicht allein um Tauschwerte, ja nicht einmal allein um Gebrauchswerte, sondern um die Verhältnisse, unter denen die Produzenten leben und schaffen. Möchte — das ist ja sogar ein listischer Gedanke — der reine Industriestaat hundertmal soviel an Tauschwerten schaffen als der Agrikultur-Manufakturstaat, wenn die Menschen in ihm verkümmern, so ist der Reichtum, den er erzeugt, ein Unglück. Die Eisenarbeiter gehören zu den Klassen von Industriearbeitern, die sich der besten Arbeitsbedingungen erfreuen; trotzdem glaube ich nicht, daß das Leben eines Mannes in der großstädtischen Maschinenbauanstalt so günstig für die körperliche und geistige Gesundheit wie das eines Bauern in guter Gegend ist. Wenn deshalb in der Landwirtschaft die Verwendung von Maschinen in dem Grade überhand nehmen sollte, daß viel Arbeiter überflüssig würden und ein Teil von diesen nur noch mittelbar, in der Maschinenbauanstalt, für die Landwirtschaft thätig wäre, so würde ich das für keinen volkswirtschaftlichen Vorteil ansehen. Der Gedanke freilich, die Technik zurückzuschrauben und die Maschinen beseitigen zu wollen, wäre so absurd, daß ihn kein Vernünftiger fassen könnte; im großen und ganzen genommen ist der technische Fortschritt nicht bloß unvermeidlich, sondern ein Glück für die Menschheit. Aber ob es weise ist, in jedem einzelnen Falle den technischen Fortschritt bis zur äußersten Möglichkeit auszunutzen, ob man nicht der Volksgesundheit wegen hier und da bei altmodischen Verfahrensweisen stehn bleiben darf, das ist eine andre Frage. Nehmen wir den Fall der Proletarierfrau, der heute wieder sehr lebhaft erörtert wird. Vom technischen Standpunkt aus ist es ganz unvernünftig, daß von hundert armen Frauen jede ihre Stube, Kammer und Küche reinigt, ihre fünf oder sechs Kinder pflegt, die Wäsche der ganzen Familie wäscht, rollt und plättet, in einem elenden Ofen, der mehr Rauch als Wärme giebt, täglich ein Pfund oder ein halbes Pfund Fleisch kocht, das oft nur aus Sehnen und Häuten besteht, und daneben vielleicht noch bei andern Leuten um Lohn arbeitet. Wenn irgendwo, so ist hier die Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung angebracht, und das Phalanstère erscheint als das einzig vernünftige: ein großes Gebäude mit Schlafzimmern für die einzelnen Erwachsenen, großen Kinderjalen, in denen je eine Frau, durch keine Nebenbeschäftigung abgehalten, die Spiele und Beschäftigungen von zwanzig bis dreißig Kindern überwacht, Zentralheizung und elektrischer Beleuchtung, einer Küche, in der fünf Frauen, von einer Anzahl Mädchen unterstützt, das schöne hundertpfündige Lendenstück und Gemüse zubereiten, einem gemeinsamen Speisesaal, in dem eine Anzahl Knaben abwechselnd den Auftragsdienst versehen, einer Waschküche, in der jeden Tag zehn Frauen und Mädchen beschäftigt sind usw. Bei denselben Kosten und weniger und angenehmerer Arbeit werden alle besser wohnen und speisen und weit mehr Behaglichkeit genießen. Aber! — Nun, die Aber brauche ich nicht aufzuzählen.

Endlich entsteht die viel erörterte Frage: wohin mit den Industrieerzeugnissen, wenn alle Staaten Industriestaaten sind? Bleiben wir bei Lists ursprünglichem Ideal, dem Agrikultur-Manufakturhandelsstaat, so entsteht diese Schwierigkeit nicht: die ländliche Bevölkerung nimmt alle Industrieerzeugnisse auf, soweit sie nicht von der industriellen Bevölkerung selbst verbraucht werden. Die Staaten treiben zwar Handel miteinander, aber nicht in der Weise, daß Rohstoffe mit Industrieerzeugnissen gekauft würden, sondern daß sie ihre Spezialitäten, sowohl an Naturprodukten wie an Kunstserzeugnissen austauschen: Wein und Braugerste, feine Modeartikel und grobe Gewebe. Der Austausch von Industrieerzeugnissen gegen Naturprodukte beschränkt sich dann auf den Verkehr zwischen den Kulturstaaten und den tropischen Kolonien. Der Grundsatz

dagegen, den List später nach englischem Muster aufgestellt hat: möglichst viel Rohstoffe einführen, Industrieerzeugnisse ausführen, Kolonialwaren konsumieren, setzt ein andres Ideal voraus, den reinen Industriestaat, der es nicht bei der Rohstoffeinfuhr bewenden läßt, sondern auch seine Lebensmittel einführt. Grundsätzlich schlug England den Weg zu diesem Ideal durch Aufhebung der Kornzölle erst wenig Monate vor Lists Tode ein, und List spendete ihm begeisterten Beifall. Seitdem hat England das Ideal erreicht; aber es gefällt ihm selbst nicht so recht; die Gefährlichkeit seines Zustands wird im Lande seit Jahren sehr ernstlich erwogen, und in den letzten Wochen ist das Wort Kornzoll wieder oft gefallen. Es wäre überflüssig, die Gefahren eines solchen reinen Industriestaats, vollends in unsrer Zeit der internationalen Konkurrenz, hier noch einmal aufzuzählen, jeder kann die Litanei auswendig. Und sie wird demnächst, wenn sich die Wirkungen der Depression, die den Aufschwung der letzten fünf Jahre abzulösen anfängt, im vollen Umfange fühlbar machen, von einem bedeutend verstärkten Chor angestimmt werden. Die industriefreundlichsten Blätter verzeichnen sehr bedenkliche Symptome, und die Neue Freie Presse meinte neulich, ohne den Flottenbau würde es jetzt schon schlimm stehn im Deutschen Reiche. Flottenvermehrungen sind doch aber keine ewig und gleichmäßig fortdauernde Gelegenheit für den Konsum von Eisen und Arbeitskraft, auf die man die Zukunft der Volkswirtschaft bauen könnte. Freund β wird mich zu den Grauingraumalern rechnen, aber so viel ich sehen kann, male ich gar nicht, sondern mustere bloß die Thatfachen, die List seinem Feldzugsplane zu Grunde legen mußte, wenn er heute lebte.

Geleugnet werden diese Thatfachen wohl nirgends, nur daß sie selten als Symptome eines einzigen großen Prozesses aufgefaßt werden, und Theoretiker wie Praktiker sich an eine einzelne Erscheinung oder an eine kleine Gruppe von Erscheinungen halten. Am meisten wird die Disharmonie zwischen dem Osten und dem Westen beachtet, und an guten Ratschlägen und Heilversuchen fehlt es da nicht. Wir haben die Bodenbesitzreformer, die Siedlungs-genossenschaften Franz Oppenheimers (leider erst auf dem Papiere), die Bemühungen der Regierung um innere Kolonisation und um Verpflanzung von Industrien in die Agrarprovinzen. Auch die vortrefflichen Gedanken über Landflucht und Polenfrage im 11. und 12. Heft der Grenzboten können dazu beitragen, die Entwicklung in die richtigen Bahnen zu leiten. Endlich haben wir den Versuch einer Rettung der Landwirtschaft durch Agrarzölle, der um so bedenklicher erscheint, je ausschließlicher er seit Jahren die innere Politik beherrscht. Als reiner Theoretiker, und mich streng innerhalb der Grenzen meiner Befähigung und Zuständigkeit haltend, kann ich wohl allgemeine Lehr- und Grundsätze aufstellen und etwas dazu beitragen, die Leser über Sinn und Bedeutung dessen, was vorgeht, zu orientieren, aber in die Diskussion der Sachverständigen über die im Augenblick zu entscheidenden Fragen kann ich nicht hineinreden. Ich kann also wohl sagen, daß ich mit unserm Mitarbeiter β übereinstimme, wenn er ausführt, daß zwar unstreitig viele ländliche Grundbesitzer in übler Lage sind, daß aber die Not der Landwirtschaft übertrieben wird; daß die künstliche Erhöhung der Getreidepreise zwar den gegenwärtigen Besitzern nützt, der nächsten Generation aber eine neue, weit schlimmere Krisis bereitet, und daß die Regierung die Zukunft der Gegenwart nicht opfern darf; daß jedoch nichts dagegen eingewandt werden kann, wenn sie den gegenwärtigen Besitzern einen mäßigen Zollschutz gewährt, der sie in der Zeit, die sie brauchen, sich durch Betriebsänderungen und Verbesserungen auf niedrige Getreidepreise einzurichten, vor einer Katastrophe bewahrt. Das also kann ich, aber ich kann nicht ermitteln,

wie viel Landwirte in Gefahr schweben, und kann nicht beurteilen, welche Zolls Höhe notwendig ist, die Bedrohten vor dem Untergange zu schützen, um wie viel dieser Zoll das Brot verteuern wird, welchen Brotpreis der Arbeiter erzwängen und welchen die Industrie ertragen kann.

Dagegen halte ich mich wieder für berechtigt, den zwanzigjährigen erbitterten Kampf um die Kornzölle aus dem Grunde zu beklagen, weil er die Aufmerksamkeit der Denker und die Arbeitskraft der Staatsmänner von der Hauptsache ablenkt; denn dadurch, daß man eine Anzahl Gutsbesitzer vorm Bankrott bewahrt, wird weder das Großstadtelend beseitigt noch das Gewerbe im Osten begründet, noch der Entvölkerung dieser Provinzen und ihrer Überflutung mit Wanderarbeitern Einhalt gethan. Das Wanderarbeiterwesen hat übrigens List vorausgesagt und als einen Fortschritt begrüßt. Er preist, wie ich schon erwähnt habe, die Eisenbahn unter andern deswegen, weil sie den raschen Ausgleich von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt ermöglichen werde; der Arbeiter werde nun nicht mehr an die Scholle gebunden sein, Wohnheiten wie das Hollandgehn in Westfalen, das Erntelaufen der Weingärtner in Schwaben würden allgemein werden. Daß diese Beweglichkeit nicht einen wohlthätigen Ausgleich, sondern eine dauernde ungesunde Verschiebung zur Folge haben, daß die einen die Landesteile entvölkern, die andern überbevölkern werde, daran hat er nicht gedacht, obwohl es ihn England hätte lehren müssen. An die gründliche Heilung dieses Übels also wird man kaum ernsthaft gehn können, solange die ganze innere Politik ausschließlich von dem Streit um die Zölle beherrscht wird, der ja, wie man aus der bisherigen Geschichte der Zollverträge vermuten kann, auch nach der bevorstehenden Erneuerung dieser Verträge noch nicht ruhn wird.

Sollte man in absehbarer Zeit endlich einmal zu dem Versuch einer innern Kolonisation im großen Stile gelangen — im kleinen ist ja seit zehn Jahren viel erfreuliches geleistet worden —, so wünsche ich zwar natürlich von Herzen den besten Erfolg, bleibe aber vorläufig bei meiner früher ausgesprochenen Befürchtung, daß sie an dem hohen Bodenpreise und der Kostspieligkeit der Einrichtungen, die in unserm Staate bei der Neuanlegung von Dörfern gefordert werden, unübersteigliche Hindernisse finden werde. Wiederholt habe ich die Ansicht ausgesprochen, daß diese Hindernisse hätten überwunden werden können, wenn es gelungen wäre, die Reichsgrenze nach Osten und Südosten vorzuschieben und auf diese Weise wohlfeilen Boden für Ansiedler zu schaffen, was auch einen Sturz des Bodenpreises in der Heimat zur Folge gehabt haben würde; nicht die stete Erhöhung von Kornpreis, Grundrente und Bodenwert, die Herr Ruhlant, die wissenschaftliche Autorität des Bundes der Landwirte, empfiehlt, sondern das Gegenteil ist die Grundbedingung einer gesunden Volksverteilung und des Gelingens der innern Kolonisation. Wohlfeiler, reichlich vorhandener Boden war die Quelle des Glücks der Vereinigten Staaten, an dem sich List berauschte, und das er ihrer vortrefflichen Staatsverfassung, ihrer Freiheit und der Regsamkeit ihrer Bürger zuschrieb, und die ungehinderte Freizügigkeit nach dem offenen wohlfeilen Slawenboden hin war es, was den Wohlstand begründete, mit dem die Bevölkerung Deutschlands trotz höchst mangelhafter Technik in das vierzehnte Jahrhundert eintrat. Demnach wäre die Wiederherstellung des damaligen Zustands anzustreben. Nun sagt ja alle Welt, das sei unmöglich. Mit diesem Zustande sei es ein für allemal vorbei; die deutsche Ostgrenze sei für ewige Zeiten festgelegt und unüberschreitbar. Und würde sie noch einmal geöffnet, füge ich hinzu, wer weiß, ob es nicht zu spät wäre, ob unsre Landleute nicht schon zu sehr verstädtert sind, den

Geschmack an der Landwirtschaft zu sehr verloren haben, vom Westen und von den Städten zu kräftig angezogen werden. Vor fünfzig, vor vierzig, noch vor dreißig Jahren herrschte der Zug nach Osten vor. Damals hatten die Leute noch Freude an der Landwirtschaft, zogen aus Mitteldeutschland nach Schlesien, aus Schlesien nach Posen, Russisch-Polen, Galizien, um dort deutsche Musterwirtschaften zu begründen. Damals hätte die Politik die wirtschaftliche Entwicklung in die oben angedeutete Bahn lenken können. Sie hatte zunächst andre Aufgaben zu lösen, und jetzt mag es zu spät sein. Was nun werden soll, das ist schwer zu sagen. Hoffen wir, daß uns die Vorsehung einen zweiten ökonomischen Bismarck schicke, einen zweiten List, einen großen Praktikus, der mit genialem Scharfblick erkennt, was not thut, und unser Volk in die richtige Bahn hineinstößt. Über das Ziel besteht ja wohl kein Zweifel: ein Zustand, der die Anwendung der vollkommensten Technik und die Entfaltung der höchsten Kultur ermöglicht, ohne den Wurzelboden der Volkskraft und Volksgesundheit, das Bauernleben, zu zerstören. Denn um dieses handelt es sich, nicht um die Landwirtschaft. Möchten der Plantagenbau mit Wanderarbeitern auf Latifundien und der von verstädterten Gärtnern betriebene Gemüsebau noch so glänzend rentieren, in sozialer und politischer Beziehung würde das für den zu Grunde gegangnen Bauernstand nicht entschädigen. C. J.



Wenn man verliebt ist

Von Timm Kröger



Wenn man verliebt ist. — Hans Stieper war es und war als Schneidergesell kaum vier Wochen bei Meister Eggert in Arbeit, und acht Tage schon war er verlobt.

Sie war des Rätters Harder Rickers Tochter und hieß Katrien oder Tine und wohnte gleich an Meister Eggerts Garten unter einem niedrigen Dach, die Thür hinter stark verholzten Johannisbeerbüschen. Als dreizehnjähriger Junge hatte er sie gesehen (sie war damals ein sehr kleines und sehr lustiges Mädchen gewesen), als eben freigesprochener junger Geselle hatte er sie wiedergetroffen und die Bekanntschaft erneuert. Frau Meister hatte einen Topf mit Honig zu Harders hinüberschicken wollen, und er hatte den Topf hinübergetragen. Den Topf und sein Herz hatte er in der Rauchkate zurückgelassen, aber Tines Liebe hatte er mitgenommen. Vor dem altsächsischen Schwibbogenherd und vor der dampfenden Waschbütte (Tine war gerade beim Telleraufwaschen gewesen) war es zur Aussprache und dem, was dann zu folgen pflegt, gekommen, und Harder hatte gern eingewilligt. Als verlobter Bräutigam war er an ihrer Seite durch die Johannisbeerbüsche nach seines Meisters Hause zurückgekehrt, seine Braut vorzustellen.

Hest ver Morn of all en Brüdigam sehn? hatte er seinen Mitgesellen gefragt.

Er hatte auf ein verwundertes Gesicht und auf ein rundes Nein gehofft, und dann hatte er sich aufrichten und auf die lachende Tine zeigen und sagen wollen:

Denn sügst nu een, un een hübsche Brud dorto!